

Wittgensteiner Zeitung

Ämtlicher Anzeiger der Stadt Laasphe,
der Ämter Wittgenstein, Banse und Erndtebrück

Erscheint dreimal wöchentlich: Dienstag,
Donnerstag u. Samstag und kostet monatlich
Mk. 20.—; durch die Post bezogen Mk. 21.—
— Fernsprecher Nr. 1 —

Anzeigen: 1 mm hoch, 48 mm breit Mk. 1.50
Reklamen: 1 mm hoch, 90 mm breit Mk. 6.—
Groszkonto Kreispartei Laasphe Nr. 89
— Postfachkonto Köln Nr. 404 49 —

Nummer 101

Laasphe, Dienstag den 29. August 1922

47. Jahrgang

Ämtliches.

Auf Grund der Verfügung des Herrn Regierungspräsidenten vom 15. d. Mts. I 15 Nr. 2526 wird ab Montag den 28. August 1922 der Preis für ein Pfündiges Kaffeebrot auf 23,60 Mk., für 1 Pfund Weizenmehl auf 9,40 Mk. und für 1 Pfund Roggenmehl auf 8,90 Mk. festgesetzt.

Verlebung, den 25. August 1922.

Der Landrat. J. B. Weber, Kreissekretär.

Bekanntmachung.

Gemäß § 160 der Reichsversicherungsordnung wird der Wert der Sachbezüge für den Bezirk des Versicherungsamtes des Kreises Wittgenstein vom 1. September 1922 ab wie folgt festgesetzt:

Bezeichnung der Sachbezüge	Bezugs- menge u. Bemerkung		männl. Dienst- boten u. Arbeiter		Ge- werb- liche Ar- beiterin- nen		Betriebsbeamte, Belehrer u. Erzieher Handlungs- gehilfen u. andere Angestellte aller Berufe	
	in	in	in	in	in	in	männl.	weiblich
Morgentasse	1,50	1,60	1,70	1,60	2,60	2,10		
Frühstück	1,50	1,60	1,70	1,60	2,60	2,10		
Mittagessen	4,10	4,50	5,00	4,50	7,70	6,30		
Nachmittagstasse	1,50	1,60	1,70	1,60	2,60	2,10		
Abendessen	2,70	3,00	3,30	3,00	5,10	4,20		
Freie Wohnung mit Heizung u. Beleuchtung	2,70	3,00	3,30	3,00	5,10	4,20		
Zusammen für den Tag	14,00	15,30	16,70	15,30	25,70	21,00		
für den Monat	420,00	459,00	501,00	459,00	771,00	630,00		
für das Jahr	5040,00	5508,00	6012,00	5508,00	9252,00	7560,00		

Bei Gewährung freier Familienwohnung und anderer Sachbezüge wird der Wert von Fall zu Fall festgesetzt.

Vorstehende Festsetzung gilt zugleich für die Angestellten-Versicherung gemäß § 2 des Gesetzes für Angestellte vom 20. Dez. 1920.

Verlebung, den 17. August 1922.

Der Vorsitzende des Versicherungsamtes. J. B. Weber, Kreissekretär.

Bekanntmachung.

Diejenigen Personen, welche im Jahre 1923 ein Gewerbe im Umherziehen betreiben wollen, haben die hierfür erforderlichen Wander-gewerbebescheinigungen und zwar, falls sie am 1. Januar f. Jahres im Besitz derselben sein wollen, spätestens bis zum 1. Oktober d. Js. bei der Ortspolizeibehörde ihres Wohnortes zu beantragen.

Bei Stellung des Antrages auf Ausstellung eines Wander-gewerbebescheines hat der Antragsteller die für den Wander-gewerbebeschein nach Ziffer 2 und 3 der Bekanntmachung des Reichskanzlers vom 4. März 1912 (RSBl. Nr. 189) erforderliche unaufgezogene Photographie in Visitenkartengröße beizubringen. Mit dem Antrag auf Ausstellung eines gemeinsamen Wander-gewerbebescheines ist die Photographie des Unternehmers, wenn ein Unternehmer nicht vorhanden

ist, die eines Mitgliedes einzureichen. Die Photographie muß ähnlich und gut erkennbar sein, eine Kopfgröße von mindestens 1,5 Zentimeter haben und darf in der Regel nicht älter als 5 Jahre sein.

Spätere Anträge auf Eintragung von Begleitern, Ausdehnung der Scheine auf weitere Gegenstände und ähnliche Anträge sind bei der Ortspolizeibehörde anzubringen, und zwar unter Angabe der Nummer des Wander-gewerbebescheines. Etwaige Reklamationen gegen die Höhe der Steuerbeträge sind bei den zuständigen Landräten, in den Städten Gelsenkirchen, Bochum und Herne bei der Polizeidirektion in Gelsenkirchen bzw. Bochum, in den übrigen Stadtkreisen bei den Oberbürgermeistern unter Angabe der Nummer des Wander-gewerbebescheines anzubringen. Diese Behörden werden, wenn die Reklamationsfrist (3 Monate nach Mitteilung des Steuerbetrages) gewahrt ist, eine Begutachtung der Reklamation veranlassen und sie mir zur Entscheidung vorlegen.

Verlebung, den 16. August 1922.

Tsg. Nr. A. I. 3162.

Der Landrat. J. B. Hornung.

Geheime Zeichen.

Wir haben die neue Rede Poincarés, seine neue Unversöhnlichkeit gehört, gelesen, daß man in England über den unabänderlichen Standpunkt des französischen Ministerpräsidenten erstaunt ist, daß der italienische Minister Schanzer großen Optimismus zeigt. Wir erfahren, daß sich in Belgien die Einsicht immer weiter breitet, daß Deutschland könne tatsächlich im Augenblick seine Schulden nicht bezahlen und wir hören neuerdings weiter, daß Amerika mit Europa vorläufig nichts zu tun haben will. Gleichzeitig aber wird bekannt, daß England nunmehr doch eine vermittelnde Haltung zu den französischen Forderungen einnimmt und ebenfalls für Garantien eintritt. Ein Bild der Lage kann man sich aber heute ebenso wenig machen wie in den letzten Tagen. Die politische Lage ist undurchdringlich. Die Regierung hat wieder einmal einen schweren Stand. Und sie wird sich wahrscheinlich zu Konzessionen nur dann bereitfinden, wenn ihm eine längere Atempause, ein Moratorium gewährt wird. Daneben aber beantragen die Sonderverhandlungen Bradburys in Berlin große Aufmerksamkeit. Man spricht in politischen und wirtschaftlichen Kreisen heute auffällig optimistisch davon. Diese Verhandlungen lassen sich schwer mit dem bereits erwähnten vermittelnden Standpunkt Englands zu den Forderungen Poincarés in Einklang bringen. Das ist aber einmal englische Politik, undurchsichtig u. doch einem bestimmten Ziele zustrebend.

Der bereits seit den Tagen von Cenua hinter den Kulissen immer wieder erörterte Plan einer englisch-deutsch-russischen Wirtschaftsbündnis erhält wieder greifbare Gestalt und wird von Bradbury, wenn auch nicht in offizieller Form, so doch in persönlichen Unterhaltungen eingehend mit deutschen Regierungsmittgliedern und Industriellen erörtert. England erkennt — was

jedem ja weiß — an, wie sehr die englische Industrie und der englische Handel auf Hinterland bedacht sein muß. Deutschland war immer großes englisches Absatzgebiet, daneben das große, aufnahmefähige Ausland. Trotz der Schwierigkeiten dieser beiden Länder muß es sich England aneignen lassen, dieses Hinterland für sich wieder zu gewinnen und es abnahmefähig zu machen. In welcher Weise das geschehen soll, angesichts der katastrophalen Lage Rußlands und Deutschlands, weiß man nicht. Jedenfalls stimmen die Londoner Meldungen durchaus mit den in Berlin umlaufenden Gerüchten überein, daß Bradbury eine Sondermission erhalten hat, die die englische Wirtschaftspolitik angeht und eine neue Basis der Verständigung zwischen England und Deutschland einerseits und England und Rußland andererseits sucht. Ob es sich tatsächlich dabei um ein Wirtschaftsbündnis oder nur um einen loosen Zusammenhang in wirtschaftlicher Hinsicht handelt, läßt sich noch nicht übersehen. England müßte selbstverständlich die Kosten dieses Bündnisses tragen und diese Kosten sind sehr groß.

Ein derartiges Abkommen wäre so weittragend, daß es sich unmöglich von heute auf morgen ins Werk setzen läßt. Man erkennt das ja schon daraus, daß seit Cenua, als die ersten Mitteilungen von diesen Plänen Englands bekannt wurden, Monate vergangen sind, ohne daß weitere Schritte erfolgten. Der Gedanke muß ausreifen und allmählich ausgearbeitet werden. Gut Ding will Weile haben, also kein übereilter Optimismus und abwarten, wie sich diese stillen Pläne Englands weiter entwickeln.

Eine neue Währung?

Die Ursache des Zusammenbruchs der Mark liegt nicht in unserem eigenen Lande. Wenn es auf die Bewertung der deutschen Arbeitskraft und der deutschen produktiven Leistungen der Gegenwart allein ankäme, so wären wir schon längst wieder auf der normalen Bewertung unseres Geldes angelangt. Die Ursache liegt vielmehr darin, daß das Ausland unsere Mark nicht mehr als Zahlungsmittel anerkennt. Das Ausland hat unserer Mark gegenüber den Streik erklärt. Und dieser Streik geht jetzt in einen Boykott über. Und warum? Weil man der Meinung ist, daß Deutschland an realen Unterlagen nichts mehr zu bieten hat. Für diese Auffassung gab aber nicht das deutsche Moratoriumsgesetz den Ausschlag, sondern vielmehr das auf der Londoner Konferenz und den Vorgängen danach zutage tretende Bestreben, Hand auf das industrielle Herz Deutschlands zu legen. Die Verwirklichung einer derartigen Politik würde Deutschland zur Kolonie machen.

Eine neue Währung muß also eine neue Bewertungsgrundlage haben. Sie kann nur

zu machen. Einen stärkeren Beweis lieferte dann seine Abreise nach Wien und sein dortiger Verkehr im Hause eines reichen Israeliten. Gut, mag er mit den Millionen seines Schwiegervaters glücklich werden. Eine exotische Pflanze mehr oder weniger in seinem Treibhaus — warum sollte er keine Orientalin heiraten?

„Du bist bitter!“

„In etwa. O diese Männer! Ich glaubte, er habe eine ernste Neigung zu mir gefaßt und hielt ihn für eine bessere Natur, als es sich herausstellte. Wie kalt muß das Herz eines Mannes sein, der auf seinem Wege ist? Es wäre mir entsetzlich, zu denken, daß ich die Seine geworden wäre, wenn ich nur reicher gewesen wäre. Nun bin ich froh, daß ich wieder ich selbst geworden bin. Ich preise meine Armut; ich wollte, ich wäre noch ärmer.“

„Gilda! Du bist ja ganz erregt!“

„Bin ich? Um so besser! Ich hatte mich vergessert, mich und einen, der Rechte an mich hat.“

„Theodo Starke!“

„Maria — weißt du seinen Namen?“

„Weißt du, liebe! Claire von Uhlenhorst hat es mir geschrieben. Meine Einladung war keine zufällige. Ja, meine liebe Gilda, ich hätte selbst im Anfang gern gesehen, wenn du noch einmal gewählt und einen Adeligen erlösen hättest. Aber — heute freue ich mich, daß dein Herz Sieger blieb und die Versuchung überwand.“

„Also du hättest Czernin begünstigt?“

„Indirekt — ja! Aber heute bin ich froh, daß du dem Manne deiner Liebe treu bleiben willst. Sieh, liebe Gilda — ich bin eine Deutsche, eine Westfalin mit Blut und Seele. Wie mein Herz schlägt, wenn ich einen Gruß von daheim erhalte! Hier höre ich nur tschechisch sprechen, tschechisch politisieren, tschechisch predigen, tschechisch lügen. Ich mußte selbst meiner Junge diese slavischen Laute aufzwingen, muß jetzt aus dem Munde meiner Kinder eine fremde Sprache hören. O — du weißt nicht, wie einem da ums Herz ist, wenn man die Heimat liebt und an einen fremden Ort gebannt ist.“

(Fortsetzung folgt.)

Abel im Bauernblut.

Roman eines Westfalen von Georg Heinrich Daub.

72]

Rachdruck verboten.

Half hinter einem Lorbeerbaum sich bergend, stand in gebeugter Haltung, das blinde Mädchen noch auf den Lippen, der früher so stolze Graf Harald von Uhlenhorst. Eine Fessel an Händen und Füßen tragend, blickte er schmerzhaft verständnislos vor sich hin.

„Mein Gott!“

Dieser Ausruf entschlüpfte Theodos Lippen, und er trat auf den Unglücklichen zu. Der sah gar nicht auf. Nur als der Gutsheer ihn anrührte, blickte er empor und schaute Theodo Starke an mit so geistlosem, gläsernem Blick, daß dieser fassungslos da stand.

„Ah — Herr Starke — ah — ah — ah — — Blut! Blut! — — ah — ja — Blut!“

Diese Worte schnell hintereinander und doch in eigener Betonung hervorbringend, deutete der Jüngling mit den aneinandergebundenen Händen auf die Wände, wo seine auch im Tode schöne Gattin still und friedlich dalag. Ehe noch die herzutretenden Diener es verhindern konnten, hatte er von deren Hals das Tuch weggehoben, das die blutige Schweißwunde bedeckte, und deutete nun mit blutigen Schuhen darauf hin.

Blut! Ich schenke ein Gedanke ihn zu bewegen. Er hob die gefesselten Hände zur Stirn empor und sagte wie nachdenklich, mit weinerlicher Stimme:

„Ach — es ist ja gar nicht mein Vater. Nein, es ist ja gar nicht mein Vater. Und doch — ja wohl — ich habe es getan — ich habe es gesehen — nun ist es geschehen — Blut — Blut — Blut!“

Durch Marz und Wein gellten die schaurigen Rufe. Der Jüngling, der seine Mutter nicht mehr erkannte und auch sonst kein Zeichen irgendeiner Bewegung gab, kannte sich wieder bei dem Vorübergehenden nieder.

„Mein Gott, mein Gott — welche eine Strafe!“ murrte Theodo Starke vor sich hin. Dann trat er auf die weinende Gräfinmutter zu und führte sie hinaus.

49.

„Siehe Gilda, willst du mir auf eine offene Frage einmal eine offene Antwort geben?“

„Gewiß, liebe Maria — wenn ich kann.“

„Wenn ich kann, d. h. wenn ich will. Warum nur immer so vorzüglich?“

Gräfin Maria von Herberstein lehnte sich bei diesen Worten in ihrem Korbsessel zurück, die Blide feil auf ihr Gegenüber gerichtet. Man sah buchstäblich unter Palmen und genoss von der Schloßterrasse herab einen herrlichen Blick auf den im Abenddämmerung liegenden Park.

Gilda von Uhlenhorst war seit einigen Tagen blaß und bleich im Gesicht. Ob die durchgezogenen Nächte die Schuld trugen? Aber sie hatte nur an Schönheit gewonnen; ihr Antlitz war jetzt gleichsam durchgeleuchtet, und der Teint war so zart geworden, wie man es auch nur in seltenen Fällen bei den blonden Töchtern Altons wiederfindet. Racheind sah die Angeredete zu ihrer in rüstiger Frische dastehenden Freundin hinüber.

„Frage, liebe Maria.“

„Querst eine Mitteilung: Graf von Czernin hat sich verlobt!“

Um die Wirkung dieses Satzes auf die Freundin besser beobachten zu können, beugte sich die Sprecherin ein wenig vor. Aber gleichmütig, jedoch ohne das Mädchen von vorn, sprach die Komtesse ihr nach:

„Gut: also Graf von Czernin hat sich verlobt.“

„Was? — Gut sagst du? Und bist dabei so ruhig?“

„Beschaß denn nicht?“

„Gilda?“

„Maria! — Jetzt deine Frage?“

„Also ganz aufrichtig, liebe! — Warst du nicht ein wenig verliebt in den Grafen von Czernin?“

„Ich — verliebt? — Nun ja — ein paarmal an ihn gedacht habe ich. Aber das war keine Liebe. Liebe ist etwas anderes, Beständiges. Der Herr Graf will ja auch keine Liebe — er wollte nur — — Gold.“

„Gilda!“

„Ja, es ist so. Dr. Starke hat mir schon davon gesprochen, daß er darauf aussehe, eine reiche Partie

gesunden werden in dem Eigentum, das dem Reiche u. damit dem Volke in seiner Gesamtheit gehört. Wie Frankreich seiner Zeit aus seiner Affianatwirtschaft herauskam durch Schaffung einer neuen Währung auf Grund all seiner Fortschritte, so muß das Fundament in Deutschland nicht nur der eigentliche Staatsbesitz in Gestalt von Bergwerken, Wäldern, Kanälen, Eisenbahnen und dergleichen abgeben, es müßte vielmehr auch der umfassende Sachverhalt der Industrie herangezogen werden. Eine solche Basis würde breit und fest genug sein, um den Aufbau einer neuen Währung zu gestalten und ihre Durchführung zu gewährleisten. Zug um Zug mit der Ausgabe der neuen Wertpapiere als Zahlungsmittel müßte der Einzug des in einem entsprechenden Verhältnis in gewissen Zwischenräumen zusammengelegten jetzigen Papiergeldes erfolgen. Für Renten- u. Immobilienbesitz müßte der Austausch der Zahlungsmittel durch eine besondere zentral organisierte Instanz unter Kontrolle des Reichs geleitet werden.

Dieses Problem ist freilich nur auf lange Sicht zu lösen. Aber heute schon, da wir mitten in einer Zerrüttung unserer Währung stehen, aus der kaum noch Aussicht für eine Rettung besteht, müssen wir als verantwortungsbewußte Politiker und Wirtschaftler uns mit den Möglichkeiten für eine Neuordnung der Dinge ernst und nachdrücklich beschäftigen. Die alte Währung ist, wenn die Dinge so fortgehen wie bisher, rettungslos verloren. Mit ihr können die äußeren Verpflichtungen, die der für uns unglücklich verlaufene Krieg uns auferlegt, nicht mehr zum hundertsten Teil bestritten werden. Bleiben wir aber bei dem jetzigen Zustand oder wird unser jetzt noch vorhandene Besitz durch die fortschreitende Geldentwertung weiter in Mitleidenschaft gezogen, dann ist die Gefahr vorhanden, die wir ja jetzt schon greifbar vor uns sehen, daß von außen her auf diesen Besitz Hand gelegt wird. Eine reformierte Währung indessen auf der Grundlage unseres einheitlich zusammengefaßten Volks- und Produktionsbesitzes, eine Währung, die gewissermaßen Volks- geld unter Garantie der gesamten Volkswirtschaft und ihrer produktiven und moralischen Kräfte prägt, wird auch die äußeren Verpflichtungen des Reichs sicherstellen können, freilich müssen diese Verpflichtungen auf ein wirklich vernünftiges und tragbares Maß herabgemindert werden und bezüglich ihrer Ableistung sind angemessene Stundungsfristen zum Zwecke der Sanierung der Wirtschaft und Währung unerlässlich.

Dazu kommt noch ein weiteres: Diese neue Währung aufzurichten, ist uns nicht möglich mit eigenem Geld, das wir ja, da es wertlos ist, überhaupt nicht mehr haben, sondern das Ausland muß uns dieses Geld vorstrecken, und das ist nur möglich in Gestalt einer internationalen Anleihe. Aber auch diese ist wiederum nur zu erhalten, wenn unsererseits Werte als Garantie geboten werden können. So bietet gerade diese Frage ein Musterbeispiel für die innige Verknüpfung aller innen- und außenpolitischen Probleme und zugleich aller Fragen der inneren deutschen wie der europäischen Weltwirtschaft. Es verlohnt sich, diese sehr umfassende und auch schwierige Problem nicht erst in Ansatzen zu nehmen, wenn es zu spät ist, sondern es vorbereiten helfen.

Maßregeln gegen die Not.

Berlin, 25. Aug. Der Reichskanzler empfing gestern nachmittag die Vertreter der gewerkschaftlichen Spitzenorganisationen (Allg. Deutscher Gewerkschaftsbund, Afabund, Deutscher Gewerkschaftsbund, Gewerkschaftsring) zu einer Besprechung über die Frage der Abwendung der drohenden wirtschaftlichen Katastrophe. Die Vertreter der Gewerkschaften unterbreiteten eine Reihe von Vorschlägen. Der Reichskanzler entwickelte in einer Darlegung die gegenwärtigen und vorangegangenen Repa-

rationsverhandlungen, die außenpolitischen Ursachen der gegenwärtigen bedrohlichen Entwicklung und führte aus, daß die Reichsregierung vor einer schweren Entscheidung stehe. Wie diese auch ausfallen werde, sie werde der Notwendigkeit Rechnung tragen müssen, daß die Erfüllung da eine Grenze finde, wo die Brotversorgung für das deutsche Volk in Gefahr komme. Die Gewerkschaften stimmten dem zu. Die von den Gewerkschaften gemachten Vorschläge wurden durchgesprochen und sollen in weiteren Verhandlungen mit den Ressorts besprochen werden.

Die Forderungen der Gewerkschaften.

Der Allgemeine Deutsche Gewerkschaftsbund hat dem Reichswirtschaftsminister folgende Forderungen unterbreitet:

1. Beschlagnahme der Lebensmittel, Kleidung u. Schuhe, Rationierung derselben;
2. Festsetzung eines Zwangskurses der Mark;
3. Festsetzung von Höchstpreisen;
4. Uebernahme des gesamten Ausfuhrhandels durch die Reichsregierung, Devisenein- und -Verkauf nur durch das Reich;
5. Schaffung Ueberwachung der Preisbildung durch das Reich;
6. Sofortiges Verbot von Ruchem und Luxusartikeln, sofortiges Verbot der Herstellung von Röhren, Konfitüren, Schokolade, usw.
7. Einschränkung der Biererzeugung, Verbot von Schaumweinherstellung für den Luxusverbrauch.
8. Einfuhrverbot für Weine, Apfelsinen usw.

Die Gewerkschaften haben diese Forderungen schon seit Anfang der vergangenen Woche dem Reichswirtschaftsminister vorgetragen, ohne daß eine bindende Stellungnahme des Ministers zu diesen außerordentlich weittragenden wirtschaftlichen Forderungen erfolgt wäre.

Rabbinetsrat beim Reichspräsidenten.

Am Samstag vormittag um 11 Uhr haben, wie die Dena meldet, unter dem Vorsitz des Reichspräsidenten die Rabbinetsberatungen über die Maßnahmen zur Abwehr der Wirtschaftsnote begonnen. Vor der Beratung mit den Ministerpräsidenten der Länder am Montag ist eine endgültige Entscheidung über die zu treffenden Maßnahmen nicht zu erwarten. Was die Forderungen der Gewerkschaften anbelangt, so ist man in der Regierung der Ansicht, daß ein großer Teil dieser Forderungen ohne Zweifel verwirklicht werden kann, während andere Maßnahmen undurchführbar erscheinen. An eine Kontrolle des Devisenhandels denkt die Regierung nicht, da bisher ihr noch kein Weg gewiesen ist, der eine ausföhrliche Bekämpfung der Devisenspekulation bietet. Besondere Sorgfalt wird die Regierung der Beschaffung von Lebensmitteln zuwenden. Es ist geplant, eine Beschränkung des für Bierbrauerei, Röhren, Schnaps-, Konfitüren- und Fruchtweinfabrikation freigegebenen Zuckers vorzunehmen, evtl. die Belieferung dieser Industriezweige mit Zucker überhaupt einzustellen. Die Milch wird wahrscheinlich wieder völlig der Zwangsverwaltung unterworfen werden. Alle diese Maßnahmen werden im engsten Einvernehmen mit den Interessentengruppen eingehend beraten werden.

Wir dürfen vertrauen, daß ein von gesunder innerer Kraft erfülltes Volk, das seine geistige und sittliche Eigenart kräftig zu behaupten sucht, das in seinem Kern wirklich „lebt“ — und damit auch alle Krankheiten, die es mehr oder weniger tief ergreifen, immer wieder überwindet —, daß ein solches Volk trotz aller Dringens seiner Feinde und trotz ihres zeitweilig weit überlegenen äußeren Machtmittels nicht untergehen, nicht auf die Dauer niedergebunden werden kann.

Aber woher kommt uns die Kraft, an die Macht ewiger Gesetze zu glauben, woher die Gewißheit, daß unser Volk in seinem Innern noch gesund und in seiner geistigen und sittlichen Kraft noch widerstandsfähig und unüberwunden ist, woher die Kraft, selbst in uns und für uns Volksgenossen an der geistigen und sittlichen Erneuerung unseres Volkes zu arbeiten? Letztlich aus religiösem Grunde, das ist aus der für uns innerlich notwendigen Verbindung mit dem Ewigen. Eine solche wahrhaft religiöse Gesinnung — sie mag sich beim Einzelnen ausprägen, wie es sei: sie sei nur aufrichtig, redlich und tief — bewahrt uns mit der Unterordnung unter den Ratssatz der ewigen und zeitweise unerforschlichen Macht vor einem Verbrechen unserer Kraft gegen übermächtige Widerstände und gewährt uns ein Einfühlen in das Mögliche und einen Blick für das Erreichbare und uns Gewiesene; sie gibt die Möglichkeit, im Bewußtsein höheren Bestandes den uns gewiesenen Weg zu gehen und das uns Unbefohlene zu tun in der Gewißheit, daß der Weg an ein gutes Ziel und die Arbeit zu einem guten Ende kommen wird, auch wenn wir beides noch nicht sehen — auch wenn es anders sein wird, als wir jetzt denken.

Nicht Neues und Sichtbares ist es, was letztlich unsere Gesetze entscheidet, sondern Inneres und Ewiges: möge in uns und unserem Volke diese Erkenntnis immer mehr durchdringen und uns zu treuer Arbeit für Volk und Vaterland die Kraft geben. Dazu helfe uns Gott.

Der Ohrfeigen-Millionär.

Studiosus Friedrich Stromeier benutzte im Sommer 1914 einen Teil einer unverhofften Erbschaft, — die damals noch nicht von der Finanzbehörde zum guten Teil fortgesetzt zu werden brauchte, — zu einer Reise in die schönen Schweizer Berge. Stromeier, ein temperamentvoller junger Mann, dem die Kämpfe gar loder saßen, geriet, — da er das Schweizer Dörfchen wohl noch nicht beherrschte, — mit seinem Bergführer in Meinungsverschiedenheiten. Im Laufe der recht drahtig verlaufenen Auseinandersetzung nahm unser Student zu „handgreiflichen Beweisen“ seine Zuflucht, die denn auch „einschlugen“. Als die beiden Kampfsphäre getrennt werden konnten, stellte sich heraus, daß das Geß der Schweizer ernstlich gelitten hatte. Um den zu erwartenden Schaden

Verwertung der Pilze.

Es eignen sich:

	Suppe	Salate	Braten	Backen	Wärme	Grillen	Verdauen	in Essig
Steinpilz	*	*	*	*	*	*	*	*
Echter Reizker	*	*	*	*	*	*	*	*
Pfeifferling	*	*	*	*	*	*	*	*
Egerling (Champignon)	*	*	*	*	*	*	*	*
Rothhäubchen	*	*	*	*	*	*	*	*
Virtensöhrling	*	*	*	*	*	*	*	*
Krempling	*	*	*	*	*	*	*	*
Möhlschwamm	*	*	*	*	*	*	*	*
Stodschwämmchen	*	*	*	*	*	*	*	*
Rötender Perlpilz	*	*	*	*	*	*	*	*

* bedeutet gut, ** bedeutet vorzüglich.

Pilzvergiftungen.
Wenn du im Sommer oder Herbst in den Zeitungen liest, daß wieder einmal Leute an Pilzvergiftung gestorben sind, dann sagst du selbstbewußt: Das kann mir nicht passieren, ich esse überhaupt keine Pilze. Ein Gegenstand dazu könnte lauten: Jemand liest von einem Eisenbahnunglück und sagt überlegen: Ich kann nicht durch die Eisenbahn das Leben lassen, denn ich fahre nicht damit. — Und doch ist das Pilzessen schon so alt wie die Menschheit. Schon die Völker des Altertums (Babylonier, Griechen, Römer, Chinesen) aßen Speisepilze mit großer Vorliebe; sie trieben sogar auf ihren Märkten Handel damit. Die Zahl der Pilzopfer wird sicherlich sehr hoch gewesen sein, weil es an Einrichtungen fehlte, die gemachten Erfahrungen weiter zu verbreiten. So verlor z. B. der große Dichter Euripides an einem Tage zugleich sein Weib und drei Kinder durch den Genuß giftiger Schwämme, ferner starben an Pilzvergiftung Papst Clemens VII. und Kaiser Karl VI. Noch heute herrscht bei sonst verständigen Leuten die Meinung, die Mehrzahl der Pilze sei giftig, einige wenige essbar. Dabei gibt es unter zirka 200 essbaren nur etwa 7 giftige. Einige allgemeine Merkmale, woran man Giftpilze erkennt, gibt es nicht. Es ist eigentlich, daß sich ein Aberglaube so lange halten kann. So hat der idmische Schriftsteller Selsus im Jahre 20 v. Chr. einige irrtümliche Regeln aufgestellt, die sich bis heute erhalten haben. Besonders unter den Ruchseisen ist noch die Ansicht verbreitet, die Schwarzfärbung einer mitgelochten Zwiebel oder eines Silberöffels zeige die Giftigkeit an. Oder widerlicher Geruch, lebhaftes Färben, flebrige Haut, Verfärbungen beim Durchschneiden usw. sind keine maßgebenden Kennzeichen. Es wäre endlich an der Zeit, diese vermeintlichen volkstümlichen Erkennungsmittel der Giftpilze als Irrlehre fallen zu lassen. Das einzige Mittel, sich vor Vergiftungen zu schützen, bleibt, daß man sich ein gutes Pilzbuch kauft und die Pilze kennen lernt. Und daß man nicht gleich alles sammelt, sondern sich zunächst mit den Pilzen begnügt, die man sicher kennt. Sehr gut ist es auch, sich von erfahrenen Pilz Kennern unterrichten zu lassen.

Regeln für Pilzsammeln.

1. Sammle nur Pilze, die du genau kennst!
2. Sammle nur frische Pilze und bereite sie frisch zu! Alle Pilze werden infolge Verwesung schädlich, ja giftig! Viele Vergiftungen rühren von verdorbenen Speisepilzen her.
3. Das Blauschwarze des frischen Pilzstängels ist kein Zeichen von Giftigkeit.
4. Bunte Farbe und Schmierigkeit beweisen keine Schädlichkeit.
5. Das Schwarzwerden von Silberzeug und Zwiebeln bedingt keine Giftigkeit.
6. Pilzmaden fressen sowohl giftige als genießbare Pilze an.
7. Pilze, die sich leicht abziehen lassen, soll man vor der Zubereitung häuten.
8. Genießbar sind alle Ruchel, Morchel, Krähel- und Becherpilze.
9. Alle Röhrenpilze mit gelben, weißlichen, grauen und grünen Röhren sind essbar. Solche mit blasser, rotem Stiel sind giftig. Der Anfänger meide rote Röhren und rote Stiele.
10. Alle Röhrenpilze sind essbar (bittere Sporen abkauen), ebenso alle Stachelpilze.
11. Essbar sind alle Milchlinge mit milchiger Milch.
12. Essbar sind alle milchig-schleimigen Täublinge.
13. Essbar sind alle Egerlinge (Champignons).
14. Vorsicht bei Pilzen mit knolliger Verwölbung am Grunde des Stieles und weichen Blättern! (Knollenblätterschwamm).
15. Pilze mit braunen Blättern (Samellen) sind im allgemeinen ungenießbar. Ausnahmen: Stodschwämmchen, Krempling, Reispilz.

Pilze als Viehfutter.

So groß die Bedeutung der höheren Pilze als menschliche Nahrungsmittel angeschlagen werden muß, der Wert derselben als Vieh-

erfäß und das Schmerzensgeld zu zahlen, verlangte das Schweizer Gericht 5000 Franken Ration. Um in seine Heimat zurückkehren zu können, blieb dem schlagfertigen Stromeier nichts übrig, als seine gesamte kleine Erbschaft mobil zu machen, eine Summe von 4000 Mark in Schweizer Franken einzumünzen und bei dem zuständigen Schweizer Gericht zu hinterlegen. Jahrelang hatte die Angelegenheit gerührt, weil der Schweizer den Beweis für die dauernde Beinträchtigung seiner Gesundheit und seiner Erwerbsfähigkeit nicht erbringen konnte. Schließlich wurde er mit einem geringfügigen Schmerzensgeld abgefunden. Der hinterlegte Betrag von 5000 Franken war frei geworden.

Der nichts ahnende Stromeier, dem Kriegs- und Nachkriegszeit inzwischen pekuniär über mitgepflegt hatten, erhielt eines Tages einen schweren Einschreibebrief aus der Schweiz. Nicht ohne leichte Herzstimmung öffnete er den Umschlag. Da lagen, fein säuberlich geglättet, 4 Tausend- und 8 Hundertfrankennoten; ein Scheibchen lag dabei mit der Regiftrierung: „Erlebte Ration vom 15. Juli 1914.“ Nachdem Stromeier sich von seiner Verblüffung ein wenig erholt hatte, ging er fliegenden Fußes mit seinem Schatz zur Bank. „Der Dollar 1250!“ hatte er gerade eben beim Morgenkaffee (Gras) in seiner Zeitung gelesen. „Ein Schweizer Franken ist zwar kein Dollar“, meinte er bei sich, „aber immerhin Valuta, und Valuta“ ist das Vielfache unserer traurigen Scheine, die noch immer den hochtrabenden Namen „Geld“ tragen.“ Der ihn abfertigende Beamte in der Wechselstube rief dem im Kurztel lebenden Kollegen zu: „Herr Müller, letzter Frankenkurs, Schweiz, große Noten.“ Herr Müller antwortete: „23.890 Geld, 23.910 Brief.“ — „Wie?“ fragte Stromeier. „Sie erhalten für 100 Schweizer Franken 23.900 Mark“, belehrte ihn der Beamte, der seinen Kunden mit achtungsvollen Blicken anschaute. Auf dem Zettel des Bankbeamten reichten sich die Ziffern neben- und untereinander; endlich war er fertig: „Markt 1.147.200 Mark“, sagte er. Stromeier stimmte willenslos allem zu, was der Beamte ihm über die Anlage des Geldes in „Garbener“, „Hirsch-Rupier“ und „kurzteligen Reichshagelsteinen“ vor- schlug. In seinen Ohren rauschte es unaufhörlich: „Ohrfeigen-Millionär“, „Ohrfeigen-Millionär.“

Und die Moral von dieser traurig-freudigen Geschichte? Daß unser Geld ein jämmerliches Wertvermittlungs- und Wertaufbewahrungsmittel geworden ist, daß man an einer freiverwendenden Ration für in Valuta- starken Ländern deponierte Vorkriegs-Ohrfeigen-Millionär werden kann; daß einer von uns später unter Umständen sogar „Ohrfeigen-Milliardär“ werden kann, wenn wir nicht offen und vorbehaltlos gegen die Zimmungen unserer Gläubiger von der Entente protestieren und im eigenen Lande alles über Bord werfen, was die Arbeitsenergie des einzelnen feuert und beschränkt!

Unwägbarkeiten.

Von Dr. Karl Schmidt.

Man hat unserer bisherigen Denkart, insbesondere dem Denken der Vorkriegszeit, den Vorwurf des „Materialismus“ gemacht, den Vorwurf, daß sie nur sichtbare und greifbare Dinge: Macht und Geld, unser starkes, wohlge- schultes Heer, unsere sich mächtig entwickelnde Industrie, alle die sichtbar in die Erscheinung tretenden Kräfte unserer Wirtschaft und unseres Staates, zur Grundlage ihrer Auffassung unserer Lage und unserer Zukunftsmöglichkeiten genommen habe. Dieses rein stoffliche Denken, in seinen Folgen noch dadurch verstärkt, daß unsere Sinne sich zu sehr an der glänzenden äußeren Seite unserer Kraft- und Machtläuterungen erfreuten, ohne genügendes Nachdenken über die Bedingungen ihres Gedeihens, und daß sie zu ausschließlich sich auf das beschränkten, was wir uns nennen durften, und dadurch doch etwas den Vergleich mit den wirtschaftlichen und staatlichen Kräften anderer Völker verloren und damit den Maßstab für unser Können und Vermögen: die stoffliche Denkart mit diesen — bei der Menschenart fast natur- gemäß sich einstellenden — Fehlern wird mit Recht als eine der Ursachen des unglücklichen Kriegsausganges und unserer jetzigen Nöte angesehen.

Ist es nun damit anders geworden? Stehen nicht auch wir heute, wenn wir versuchen, über unsere Lage und über die weitere Entwicklung uns klar zu werden, fast ausschließlich äußere Dinge in Betracht? Ist es nicht ein Hauptgrund für das Interesse, dem die jetzt sehr verbreiteten und ohne Zweifel wichtigen und nötigen Bestrebungen für volkswirtschaftliche und allgemeine- und außenpolitische Auffklärung in weiten Kreisen begegnen, der Glaube, daß man durch Kenntnis der wirtschaftlichen und weltpolitischen Kräfte erkennen könne, wie wirklich unsere Lage ist und wohin der Kurs geht?

Sind denn diese äußeren, sichtbaren Kräfte wirtschaftlicher und staatlicher Macht allein und endgültig ausschlaggebend? Sind nicht geistige und sittliche Kräfte und Kräfte für das Leben und die Entwicklung der Völker wie der Einzelnen immer wieder von entscheidendem Einfluß gewesen? Hat nicht die Misachtung der in den Dingen ruhenden Maßstäbe und der ewigen sittlichen Gesetze mächtige Männer und Staaten zu Fall gebracht? Müßten nicht auch wir als Ursachen unseres nationalen Unglücks geistige und sittliche Fehler erkennen?

Darum sollen wir dessen gewiß sein, daß etwas, wie die Lage unserer Klein- und Hauptstadt am Rande trotz aller äußeren Mittel, die unsere Feinde anwenden, sich nicht behaupten kann, daß ein „Friede“ wie der von Versailles, der die wirtschaftlichen Gegebenheiten ebenso wie lebendige nationale Zusammenhänge mißachtet, nicht von Dauer sein kann.

futter darf für den men können aber wendung für schwarzer Z und mollige pilze. Die P und werden beigemischt.

Des we zum Weich Pilze im S Weichfutte werden. In Insektenlar geschüttet, L Pähnern be herauszufud Wegen auch einen 5 bis 6 W

Das unau alle Waren Maolos f gegenüber, auffallen so Die Eregru verständlich werden, da sammenbruc Verbrauchs P flicht j die noch bi zungen, n zukaufen u müssen, die ist. Nur k augenblickl von den V Warenknapp was gerade empfehl ei geringe Höd mit Lebens

he i m w d monat Aug Schwalben anhaltend noch die S nach dem E geworden s lich. Sie alls über W a f f e r gemacht, u wohl nicht ganzen Z Wassers zu hervor, da gepumpt u werden for daß nach begehoben je Zeit von d flößen sind eisenhaltige Eisenerze feine gena Raffen z Zeit verlo

Reichsbant Preise vo für ein 3 zum 120f So m w d zwei Rind mittel. A zu einer Erinnerung Männer i entbedur gegen Sied barg mehr Briefstafz richte. W Reddigban flößen si chen und entlich si und zwei gefleide, bald dar

seinen in schwere E ihn in d Armes. mil d chen Hin für die großen Sonntag Hunderte Zeche gi Wirtes, h bliche P Pfenig, butterbro jeßn Pfe Qualit Wirtes e schönst begann, Ansprac

3. einzelner

Wegen des Phosphor- und Kaligehaltes geben sämtliche Pflanze auch einen vorzüglichen Dünger, und zwar in der kurzen Zeit von 5 bis 6 Wochen.

— **Buttenberg**, 26. Aug.: Ein Knabe trug bei dem Versuch seinen in der elektrischen Leitung hängenden Drachen zu lösen schwere Brandwunden, hauptsächlich am Arm, davon. Man brachte ihn in die Klinik nach Marburg und rechnet mit dem Verlust des Arms.

— Düsseldorf, 27. Aug. Bei einem Wirt wurde
wird... Ein Glas Bier 15 Pfennig! Das Dö-
gen Himmelsgäst bei Düsseldorf bildet ein beliebtes Ausflugs-
für die Düsseldorfer. Der Besuch gilt dort hauptsächlich einer
großen Wirtschaft mit einem barackartigen Garten. Am letzten
Sonntag fanden sich — wie gewöhnlich an solchen Tagen
Hunderthe von Düsseldorfern dort ein, die, als es zum Begleichen
Zeche ging, Ursache besamen, der normalen Geistesverfassung
des Wirtes, der ausnahmsweise selbst kaffierte, zu zweifeln. Der
häßige Rheinländer berechnete nämlich für ein Glas Bier fünf
Pfennig, für eine gute Zigarre sechs Pfennig, für ein Schink-
butterbrot dreißig Pfennig, große Stücke Wurst und Obststücken kosten
zehn Pfennig. Dabei war alles Verabreichte von einer hervorragenden
Qualität. Die Gäste hielten die eigenartige Berechnungsmethode
des Wirtes erst für Scherz, mußten aber schließlich hören, daß alles
schönster Ordnung war. Bevor nämlich die Musikpelle zu spielen
begann, stieg der Wirt auf das Dirigentenpodium und hielt eine
Ansprache an seine Gäste, in der er erklärte, daß er heute

als die junge Frau an Bord zurückkehrte, glaubte
ihr Mann wäre schon vorher zurückgekommen. Die
"Sophia" fuhr ab, und obwohl von ihrem Manne
nichts zu sehen war, blieb die junge Frau guten
Muthes. Sie wählte ihn im Rauchsalon. Als er
aber beim Essen nicht erschien, wurde sie unruhig.
Man durchsuchte das ganze Schiff, ohne eine Spur
finden. Mit Hilfe der drahtlosen Telegraphie stellte man

— Was **Thiere nicht mögen**. Warum haßt der Stier so sehr das rote **Rotz**? Diese Aversion ist eins der Geheimnisse der Thierwelt, deren es so manche gibt. Man hat die Erregung des Fiebrishiebes durch die rote Farbe darauf zurückgeführt, daß Rot die Farbe des Blutes ist. Aber warum ist es denn nur die sonst so plethorischen Wiederkäuer, die die Blutfarbe zum Jorne reizt? Weber Pferde, noch Schafe oder Schweine lassen sich durch die rote Farbe im geringsten aus ihrer Ruhe bringen. Ein englischer Tierpsychologe, der sich mit diesen Fragen beschäftigt, weiß darauf hin, daß sich Biegel vielfach vor der blauen Farbe ängstigen. Man hat festgestellt, daß Vogelgeheugen aus blauem Papier die Vögel am besten von den Feldern und Frächten fernhalten. Diese Aversion gegen das Blau wird auch von verschiedenen Insekten geteilt. Legt man ein Stück blaues Glas über einen Teil eines Ameisenhaufens, so verlassen die Thierchen fluchtartig diese Stelle. Die Tiere unter kennen ebenfalls merkwürdige Aversionen. Der spichwollrige Hatz zwischen Hund und Kacke ist allerdings keine unumstößliche Tatsache, sondern Hunde und Kacke schließen nicht selten als Hausgenossen Freundschaft und spielen miteinander. Das Pferd hat sehr empfindliche Aversionen, so meidet es das Kamel und verfaßt mit noch heftigerem Ingrimm den Esel. Ob der Geruch- oder Gehörsinn bei dieser Feindschaft ausschlaggebend sind, ist unentschieden. Zwei der grimmigsten Feinde in der Thierwelt sind der Dachs und der Fuchs. Alle Jäger wissen, daß diese beiden niemals in demselben Teil des Waldes haufen und daß der Dachs sofort seinen Bau verläßt, wenn ein Fuchs eindringt. Der Panthe wird von den kleinen Wildschweinen, den Feleris, auf das leidenschaftlich gehaßt, obgleich er ihnen nichts zu leide tut. Wenn eine Herde dieser kleinen Schweine eines Panthers ansichtig wird, so läuft sie sich auf ihn, und es gelingt ihnen nicht selten, das mächtige Raubtier mit ihren scharfen Hauern zu zerreißen. In einer mittelamerikanischen Stadt tragen die Indianer Häuern zu zerreißen. In einer mittelamerikanischen Stadt tragen die Indianer Häuern zu zerreißen. In einer mittelamerikanischen Stadt tragen die Indianer Häuern zu zerreißen.

Das Sterben der Perlen. Die Perlen waren schon im Altertum wertvolle Schmuckgegenstände. Sie haben im Gegensatz zu den Edelsteinen den Nachtheil, daß ihre Schönheit vergänglich ist, daß sie sterben. Diese langbekannte Thatsache hat die Ursache in dem Weesen u. der Zusammensetzung der Perlen. Ihr Hauptbestandtheil ist kohlensaurer Kalk, bis 90 Procent, außerdem enthalten sie über acht Procent organische Bestandtheile und gegen 2 Procent Wasser. Die organische Substanz bildet das Gerüst der Perlen, in welches der Kalk meist in konzentrischen Ringen angelagert ist. Das Wasser wirkt von beiden Stoffen festgehalten und trägt wesentlich zum Glanz der Perlen bei. Der Zerfall der Perlen wird durch äußere Einflüsse hervorgerufen und beschleunigt durch Temperaturschwankungen, Ausdünstungen des menschlichen Körpers und Säuregehalt der Luft führen das Sterben der Perlen herbei. Freilich gibt es Perlen, die Jahrhunderte lang ihren Glanz behalten, andere aber verblässen verhältnismäßig schnell. Bis jetzt hat man noch kein Mittel gefunden, den Zerfall der Perlen aufzuhalten, oder auch nur voranzubestimmen, ob sie ein langes oder kurzes Leben haben werden.

— **Vierlei Wissenswertes.** Das Skelett eines Menschen besteht aus 105 einzelnen Knochenstücken.
Die Stubenfliege kann in der Sekunde acht Meter durchfliegen.
Die Zitrone, im Süden auch Limone genannt, stammt aus den nördlichen Indien und wurde im Jahre 1204 durch arabische Kaufleute und später durch Kreuzfahrer nach Indien gebracht.
Die Visitenkarte ist höchstwahrscheinlich eine französische Erfindung.
Unter Kaiser Napoleon I. war noch 2 Jahre, bis Ende 1805, die republikanische Zeitrechnung in Gebrauch.
Auf den japanischen Eisenbahnen sind die Stationsnamen überaus häufig und in der englischen Sprache angegeben.
Die Blutwärme der Vögel ist 4—5 Grad Celsius höher als die des Menschen.

Das gewaltige Bauwerk aller Zeiten ist die Chingische Mauer. Es erstreckt sich von Osten nach Westen, 3200 Km. lang, die fließigen, bis 3000 m hohen Gipfel hinaufsteigend und in Schluchten sich senkend, 5 Transiquandoren ausgeführt, ist sie 12 m hoch, an der Sohle 10, oben 7 breit und umfaßt 800 Millionen qbm Steine. Die größte der ägyptischen Pyramiden, an der 100.000 Arbeiter 30 Jahre lang gebaut haben, folgte umfaßt dagegen hoch 2½ Million qbm. Die Spermianer des Edersee-Expeditionsheers nur 300.000 qbm Steine.)

Rund um Berlin gibt es über 55 000 kleingärtnermäßig bearbeitete Parzellen, sog. Baubankkolonien. Will ein vornehmer Chinese Gäste bei sich sehen, so erläßt er an jeden von ihnen drei Einladungen, die erste drei Tage vor der Festlichkeit, die zweite am Morgen des Besuchstages, die dritte eine Stunde vor der Ankunft.

Eine schöne, längst verschwundene Sitte im nördlichen Europa war das Aufhängen einer weißen Rose an die Decke bei geselligen Versammlungen, zum Zeichen, daß alles, was hier im Vertrauen besprochen wurde, geheim gehalten werden sollte.

als Geheimniß bewahrt bleiben sollte.

Im Jahre 1800 entdeckte der französische Ingenieur Bonaparte im St. Julien von Pojeite eine Basalttafel, in die ein Dekret vom Jahre 2 nach Christi in Griechisch, Demotisch und Hieroglyphisch eingemeißelt war. Dies wurde der Schlüssel zur Entzifferung der so lange als unlösliche Räthel betrachteten Hieroglyphenschrift.

An R. L. Es ist Sache der Gäste einer Schankwirtschaft, sich auf ihre in den Gasträumen abgelegten Kleidungsstücke zu achten. Der Gastwirt haftet nicht wegen Verlustes (Urteil des Reichsgerichts vom 7. Februar 1922).

Des Stünzselfestes wegen
gelangt die nächste Nummer, ansta
Mittwoch, bereits Dienstag nach
zur Ausgabe!

Dollarkurs am 26. 8. : 2000-2300-1750-179

Kreistierschau :: Ausstellung von Bienen, Geflügel, Kaninchen, Hunden, Fischen.
Industrie- und Gewerbeausstellung :: Abteilung für landwirtschaftliche Produkte,
:: Obst und Gemüse; Gartenbau :: Jagdausstellung :: Dorfkino. ::



Laasphe, den 28. August 1922.

2. Preisprüfungen.

Kernsprecher 167, Amt Biedenkopf.

Hof - Piano- u. Flügelfabrik
Sagen i. B.
Bahnhofstrasse 29

Der Magistrat. Berensmann.

Aug. Mittelman, Laasphe.

Kasphe, Bahnhofstraße 69.

Verkaufsstelle:
Laasphe: Drogerie Hinz
Werleburg: Bären drogerie.



N. B.: Gg. Spies jr.

Düsseldorf

H. 100 an die Geschäftsst.
der Erndtebr. Stg. erbeten.

Ernst Schmidt,
Bauphe.